Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1912

214 (13.9.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 69

Visual Library

Der dirigierende Lehrer wird zum leitenden Lehrer oder Hauptlehrer, der konfirmierte Lehrer zum ständigen Lehrer, die Konfirmationsurkunde zur Bestätigungsurkunde, die Vokation zur Berufungsurkunde. Suspension wird verdeutsch durch vorläufige Amtsenthebung, Konfession durch Bekenntnis, Qualifikation durch Eignung, Fonds durch Vermögensmassen. Der candidatus reverendi ministerii (cand. rev. min.), der so oft irrtümlicherweise als Kandidat des verehrungswürdigen Ministeriums aufgefaßt wird, erscheint in richtiger Uebersetzung als Kandidat des Predigtamts (ministerium = Dienst, Kirchendienst, Predigtamt, also „verehrungswürdiger Dienst“). Auch der für sehr viele unverständliche Ausdruck „exemtes Grundstück“, wörtlich „ausgenommenes Grundstück“, wird gemeinverständlich wiedergegeben durch „ein vom Verband der bürgerlichen Gemeinde ausgenommenes Grundstück“. So kann man wohl sagen, daß dies ein Gesetz nach dem Herzen des Deutschen Sprachvereins ist

Für unsere Frauen.

Dienstbotenlos und Dienstbotenpflicht.

(Ein Mahnwort an die proletarischen Eltern.)

Die proletarischen Eltern können ihren Kindern keine materiellen Güter hinterlassen, sie sind nicht einmal imstande, ihnen die Existenzmöglichkeit einigermaßen zu sichern. Kaum der Schule entwachsen, müssen die jungen Menschen hinaus ins feindliche Leben, in das Getriebe von toller Hetzerei und skrupellosester Ausbeutung, das dem Kapitalismus eigen ist.

Handelt es sich um Mädchen, dann denkt wohl mancher Vater, manche Mutter: Es ist besser, das Kind geht nicht in eine Fabrik, sondern in Dienst. Da hat es sein gutes Essen, da kann es manches lernen, was ihm später als Frau zugute kommt, und ist im Schutze des Hauses weniger den Gefahren ausgesetzt, die ein junges Mädchen umlauern. Im einzelnen Falle mag manches an dieser Rechnung richtig sein, aber im ganzen ist sie doch falsch.

Die Dienstboten sind schlechter gestellt als die gewerblichen und Industriearbeiterinnen. Ihre Arbeitszeit ist ungeregelt. Es bleibt der Einsicht der Herrschaften überlassen, ob sie die tägliche Leistung der Hausangestellten auf ein erträgliches Maß einstellen wollen. Und um diese Einsicht ist es sehr miserabel bestellt. 14—16 Stunden am Tage haben die Mädchen noch immer in den meisten Häusern zu arbeiten. Und die Kost ist gewöhnlich bei weitem nicht so gut und so reichlich, daß sie den Kräfteverbrauch voll ersetzen könnte. Die Teuerung aller Lebensmittel wirkt auch auf die bürgerlichen Haushaltungen ein, und auch dort sind es die Proletarier — die Hausangestellten — die zuerst darunter leiden müssen. Die Herrschaft selbst entbehrt nicht gern, da wird eben so viel wie möglich den Dienstobten abgezwackt. Dazu kommt, daß dem Mädchen in der Regel keine bestimmten Pausen für die Mahlzeiten eingeräumt werden, und daß es infolgedessen das Essen meistens nur so nebenher bei der Arbeit hinunterschlucken muß. Wie die Essenspausen, so ist auch die Zeit für die Nachtruhe auf das kargste bemessen. Oft genug muß das Mädchen des Nachts die Sorge für kleine Kinder oder sonstige Verpflichtungen übernehmen, weil die gnädige Frau zu bequem ist, selbst zu tun, was ihres Amtes wäre. — Besonders traurig ist es um die Schlafräume der Mädchen bestellt. Ein heizbarer und verschließbarer Raum steht ihnen in den seltensten Fällen zur Verfügung. Meistens werden sie in der Küche, auf dem Hängeboden, im Keller oder in einem Mansardenstübchen untergebracht, oft genug in einem elenden, unsauberen Bett.

Darüber gibt eine Statistik klare Auskunft, die der Verband der Hausangestellten aufgenommen hat und die 15 Städte umfaßt. **Von 900 Schlafräumen waren 540 nicht heizbar.** 24 lagen auf dem Hängeboden, **65 im Keller,** 13 in der Küche, 12 in der Badestube, 5 auf dem Korridor und 138 waren Mansardenräume. 13 Räume besaßen überhaupt kein Fenster, in 53 konnte das Fenster nicht nach außen geöffnet werden, sondern nur nach einem Innenraume. Von einer genügenden Ventilation kann dabei natürlich nicht die Rede sein. Auch die Reinlichkeit ließ in den meisten Fällen viel zu wünschen übrig, weil den Mädchen nicht die nötige Zeit für die Reinigung zur Verfügung gestellt wird.

Das Angeführte umfaßt nur einen kleinen Teil der Mißstände, unter denen die Hausangestellten zu leiden haben. Es sollte trotzdem genügen, um die Arbeitereltern zum Nachdenken darüber zu veranlassen, ob sie unter solchen Umständen noch länger beiseite stehen wollen. Umsomehr, als bekanntlich auch in rechtlicher Beziehung die Dienstboten ganz besonders schlecht gestellt sind. Noch immer gelten für sie die Ausnahmegesetze der Gesindeordnungen. Nach verschiedenen davon haben die Mädchen nicht einmal das Recht, den Dienst zu verlassen, wenn sie tätlich mißhandelt worden sind. Von sonstigen Beschimpfungen ganz zu schweigen. Sie müssen es sich gefallen lassen, daß ihnen im Dienstbuch ein Zeugnis mitgegeben wird, das oftmals lediglich von der Niedertracht und Rachsucht der „Herrschaft“ diktiert ist und das Mädchen beim Suchen einer neuen Stellung schwer schädigt.

Auch jene Arbeiterfrauen, die, von der steigenden Not getrieben, als Aufwärterinnen, Wasch- und Reinmachfrauen usw. tätig sein müssen, um so das kärgliche Einkommen der Familie zu erhöhen, sind ähnlichen Schädigungen und Bedrückungen im Arbeitsverhältnis ausgesetzt, wie die Dienstboten. Auch sie werden in der Regel für schwere, überlange Arbeit miserabel entlohnt und bestohlen. Aber es gibt auch für die im Haushalt tätigen Proletarierinnen eine Möglichkeit, ihr trauriges Los zu verbessern.

Die Arbeitereltern können ihren Kindern keine materiellen Güter vererben. Aber sie können ihnen das beste Erbteil des Proletariers übermitteln: Die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Organisation und des gemeinsamen Kampfes! Auch für die Hausangestellten besteht eine Organisation, die auf dem Boden der freien Gewerkschaftsbewegung steht: Der **Zentralverband der Hausangestellten Deutschlands,** der bereits 6000 Mitglieder umfaßt und im stillen, zähen Ringen schon manchen Vorteil herausgeholt hat.

Der Verband gewährt kostenlos: Rechtsschutz, Rat und Auskunftserteilung bei Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis; kostenlose Lieferung der Verbandszeitung, die zu allen wichtigen Fragen Stellung nimmt, Aufklärung und Unterhaltung bringt. Der Verband bietet: Gesellige Zusammenkünfte und aufklärende Vorträge. Er nimmt sich auch im Krankheitsfalle seiner Mitglieder an und gewährt eine Krankenunterstützung.

Besonders die Gewährung von Rechtsschutz ist für die Hausangestellten von größter Wichtigkeit. Infolge der Unkenntnis seiner Rechtslage mußte schon gar manches Mädchen im Streitfalle in der unverschämtesten Weise sich übervorteilen lassen. Gehört es dem Verbande an, dann steht ihm dieser in allen solchen Fällen schützend zur Seite.

Arbeitereltern! Sorgt darum dafür, daß eure Töchter, die als Hausangestellte tätig sind, ihrer Organisation beitreten. Seid nicht lau und lässig, denkt daran, daß nur durch die Organisation das Dienstbotenelend gelindert werden kann und daß darum eure Kinder für eure Unterlassungssünden büßen müssen. Und ihr Arbeiterfrauen, die ihr selbst als Reinmachfrauen, Aufwärterinnen usw. euer saures Brot verdienen müßt, erinnert euch, daß auch ihr hineingehört in den Verband der Hausangestellten, Sitz Berlin, SO. 16, Michaelkirchplatz 1 (ab 1. Oktober Engelufer 21).

Böhmische Frauenlandeskonferenz. Die 3. Konferenz der sozialdemokratischen Frauen Böhmens tagte Ende August in Teplitz. Außer dem Frauenlandeskomitee und der Vertreterin des Frauenreichskomitees, den Vertretern der Parteiorganisationen nahmen 65 Delegierte von 65 Organisationen teil. Von den 8 Parteikreisen zählt die meisten Organisationen (27) der Kreis Reichenberg, dem Teplitz mit 19 folgt. Der Tätigkeitsbericht der Genossin Neumann-Aussig bekundete rüstigen Fortschritt. Von 60 Orten mit 3576 politisch organisierten Frauen ist die Organisation im Jahre 1910 auf 71 Orte mit 4231 Mitgliedern gestiegen. Die Arbeiterinnen-Zeitung ist in 4045 Exemplaren verbreitet. Der Kassenbericht ergab den Absatz von 140 000 Marken in 23 Monaten. Für Versammlungen (37 auf Kosten des Komitees) und Delegationen zu Frauenkonferenzen wurden rund 2000 Kronen, für Zuschüsse 530 Kronen ausgegeben. Zum erstenmale sind auch Strafkosten entstanden. — Angenommen wurden eine Reihe wichtiger Anträge des Landeskomitees: 1. Erhöhung des Mindestbeitrags auf 40 Heller (34 Pf.) monatlich, wovon an die Reichs- und Landes-Parteivertretungen und Frauenkomitees sowie an den zentralen und Bezirkswahlfonds bestimmte Teile abzuliefern sind. Für Mitglieder, die von ihren Gewerkschaften die Arbeiterinnenztg. erhalten, beträgt der Beitrag 26 Heller. Die Notwendigkeit der Beitragserhöhung soll durch ein Flugblatt dargelegt werden. — 2. Schaffung von Frauenbezirksorganisationen. — 3. Herausgabe eines Handbuchs für die Funktionärinnen. — Genossin Popp sprach über die Aufgaben der Frauen im politischen Kampfe. Sie teilte mit, daß in Oesterreich heute etwa 20 000 Frauen politisch, 47 000, wovon 1000 Dienstmädchen, gewerkschaftlich organisiert sind. Die Arbeiterinnen-Zeitung ist in 28 000 Exemplaren verbreitet. Sie hob besonders die Beiträge zu den Wahlfonds hervor; trotzdem das Frauenwahlrecht noch nicht errungen sei, gelte es, den Kampf der Partei zu unterstützen. — Ueber organisatorische Kleinarbeit sprach Genossin Elsa Kneschka-Reichenberg. Sie betonte besonders die Notwendigkeit, an die Frauen zu gelangen, die den Versammlungen fernbleiben, und rühmte die gemeinsame Jugendorganisation.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 69. Karlsruhe, Freitag den 13. September 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 69:

Vom Heimleuchten. — Reiseplaudereien (VII). — Von der Sprachreinigung. — Allerlei. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften. — Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins. — Für unsere Frauen.

Vom Heimleuchten.

Erst heute, am 1. September, erhielt ich Kenntnis von der im „Abstinenten Arbeiter“ enthaltenen Polemik gegen mich, die auch nur ein Auszug aus einem größeren Artikel ist, worin der Kantonalvorstand des Schweizerischen Abstinentenbundes und der Vorstand der Sektion Zürich des S.A.B. mir, wie es im „Arbeiter-Abstinent“ heißt, „mir „gehörig heimgeleuchtet“ haben. Und zwar wurde dieser menschenfreundliche Dienst mir erwiesen wegen des Feuilletons „Ein Typus“, mit dem ich „mehrere deutsche Parteiblätter beglückt“. (Auch dieser liebe Ausdruck stammt aus dem „Arbeiter-Abstinenten“.)

Vor einiger Zeit hätte ich nämlich aus einer Arbeit von Gerhardt Knoop-Oukkama in der Bremer Zeitschrift „Die Gildenkammer“ Auszüge über seine Stellung zur Alkoholfrage gebracht und mit eigenen Zusätzen veröffentlicht. Der Aufsatz Knoops führte den Titel: „Vom Dusel der Nüchternheit“, woraus sich der Inhalt leicht erkennen läßt. Er war in der ganzen kühl vornehmen Art Knoops gehalten und höchstens mit einigen ironischen Spitzen geschmückt. Der Artikel wurde von einem Parteigenossen meiner engeren Heimat — wie man so sagt — „vermölelt“; natürlich ich dazu, obwohl die von dem Bezeichneten inkriminierten Stellen — für jeden ruhigen Leser offensichtlich! — von Gerhardt Knoop-Oukkama herrührten. Als ich die Antwort: „Ein Typus“ an das betreffende Parteiblatt schickte, wurde sie nicht angenommen, weil allerdings schon mehrere Wochen seit dem Angriff vergangen waren, den ich nur durch Zufall übersehen hatte. Ich verstand gut, daß man den Staub nicht noch einmal aufwirbeln wollte. Nun wollte es aber ein neuer Zufall, daß ich bald darauf einen ähnlichen, diesmal mündlichen Angriff auf meine paar Tropfen Alkohol im Jahre zu erdulden hatte und nun hielt ich es an der Zeit, nun auch einmal hinzuschießen.

Um meinen Artikel vor Mißbrauch sowohl seitens der Abstinenten, als auch vor dem unerwünschten Beifall Alkoholkranker zu schützen, die einen bei solcher Gelegenheit allzügern als Verteidiger zitieren, möchte ich erzählen, was mich in letzter Linie bestimmte, den Aufsatz „Ein Typus“ mit Hinweglassung aller persönlicher Polemik, die sich aus der Entstehung des Artikels erklärte, zu veröffentlichen.

War ich da in einer Art Sommerfrische zu Gast, ging spazieren und nichts zu suchen war mein Sinn, als einer der Gäste, ein schwäbischer Lehrer, von dessen bevorstehender Abreise ich gehört hatte, auf mich zustürzte mit der Mitteilung, er habe wichtiges mit mir zu reden. Obwohl ich mich sehr wohl fühlte, ließ er mich eine sichtliche Teilnahme an meinem schlechten Befinden merken und tröstete mich schließlich mit dem unerbetenen Versprechen, „obwohl ich doch schon sechzig sein müsse“ (sic!), doch noch zehn Jahre leben zu lassen, wenn ich dem Alkohol entsagte. Ich bin jetzt bald fünfundvierzig und wenn mir auch schon liebenswürdige Schmeichler und Schmeichlerinnen höchstens Vierzig gaben, so hat doch mein ärgster Feind es noch nicht gewagt, mich auch nur für einen Fünfziger zu halten.

Der Mann vom blauen Kreuz arbeitete also mit Suggestion oder mit „Psychoanalyse“, wie man das jetzt heißt. Der Trick des Werbers lag auf der Hand. Er war schon tagelang in der ganzen Gesellschaft umhergegangen, wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge, und geriet in der Not an mich, bei dem es wirklich nicht lohnt. Er bekam aber von mir mitgeteilt, was er benötigte.

Denn für mich gibt es nur eine Sünde: die Gewalttätigkeit! Ob sie jetzt in der Gestalt des Wahrheitsverdrehers, des Straßenräubers, oder der des auf Seelen erpichten Bekehrers zu irgend welcher Seligkeit auftaucht, das ist einerlei.

Die Gewalttätigkeit, — der ich mich immer beuge, — ist etwas anderes.

Wenn nun der „Abstinente Arbeiter“ behauptet, ich habe in dem Feuilleton „Ein Typus“ die „Abstinentenbewegung gelobt, und in der Mitte und am Schlusse ihr Agitator in bekannter Weise lächerlich gemacht“ . . . , so ist das eine Gewalttätigkeit von der ersteren obengenannten Art, und kein gutes Zeugnis für die großen Wirkungen der Abstinenz in der Richtung der Objektivität und der Wahrheitsliebe.

Ich habe lediglich diesen, und nur diesen Typus des allwissenden pharisäischen und aufdringlichen Werbers für die Antialkoholbewegung gezeichnet und angenagelt und sonst niemanden! Ich habe ihn sogar nicht einmal als einzig in der Antialkoholbewegung vorhanden bezeichnet, sondern ihn einen in jeder „Bewegung“ vorkommenden Abnormalen genannt. Aber ich glaubte vor ihm warnen zu müssen, denn er ist kein Mensch im wirklichen Sinne des Wortes, kein froher, freier Mensch, sondern ein Gefangener seiner ihn beherrschenden Zwangsvorstellungen, ein Fanatiker der Enthaltung von Wein, Fleisch, Liebe und oft sogar vom Leben selbst, und damit gefährlich!

Wer kennt ihn nicht, den Typus des ewig querulierenden, hetzenden, ehrgeizigen Monomanen, der in den Vereinen von Arbeitern oder wie von Gelehrten alles durcheinander machen kann, mehr als ein Dutzend nicht zu schwerer Alkoholiker? Dieser „Typus“ ist eben nie nüchtern und daher — worauf die Genossen im „Arbeiterabstinenten“ so viel Wert legen — ist seine Wirkung bei Streiks gerade so verhängnisvoll wie die des Trinkers. Den meinte ich!

Unter meinen gewiß vielen Mängeln glaube ich doch Anspruch auf Kenntnis der Alkoholfrage zu haben. Ich war viele Jahre ganz Abstinent und konsumierte mein Leben lang Mengen von Alkohol, die allgemein als Maßstab genommen, in einem Jahr sämtliche Bierbrauereien und die allermeisten Weinhändler ruinieren würden.

Vor der Abstinenz als politischem Kampfmittel, wie vor einer großen Zahl ihrer mir befreundeten Führer, uns besonders vor Männern wie V. Adler, Pernerstorfer, Vandervelde und anderen, ist meine Achtung so ernst, tief und unantastbar, daß ich in dieser Richtung kein Wort zu verlieren brauche. Weniger können mir allerdings jene Führer der Abstinenten imponieren, die für — ihre „Sache“, wie z. B. im Artikel des „Abst. Arbeiter“, nur die ganz großen Worte wie: „hehr“, „heilig“ usw. verwenden können und damit in größter Gefahr sind, das wirklich Hehre und Hohe zu übersehen, weil sie den Mikrokosmus ihres Gehirns für den Makrokosmus der Welt halten.

So lange ich in der politischen Bewegung tätig war, habe ich so viele Hänseleien wegen meiner „Wasserseligkeit“ fröhlich ertragen, daß mir jetzt, wo ich als freier Schriftsteller und als Mann der Einsamkeit leben kann, wie es mir paßt, die Laterne, mit der mir die erregten Zentral- und Kantonal-Vorstände des Züricher Abstinenten-Bundes heimleuchten möchten, nicht genügt, da ich schon von Haus aus auf ordentlichere Flurbeleuchtung als diese Art von Illumination halte, die sonst gar nicht bei unsern alemannischen Stammesbrüdern in ihrer Heimat so beliebt ist, wohl aber bei den im Norden Deutschlands auf den großen Rittergittern tätigen „Schweizern“ und „Oberschweizern“.

A. Fendrich.

Reiseplaudereien.

Von A. D. Thiele.

VII. Noch etwas über Algier.

Von großindustrieller Tätigkeit ist in Algier noch nicht viel zu spüren. Der beträchtliche Seehandel führt aus dem nahen Frankreich die erforderlichen Industrieprodukte ein und die überschüssigen landwirtschaftlichen Erzeugnisse, unter denen Weizen, die Rinde der Korkeiche, Wein, Häute und Felle sowie Südfrüchte eine große Rolle spielen, aus. Schleier, gestickte Spitzen, arabische Dolchmesser und Dutzender anderer Waren, die dir auf Schritt und Tritt von recht aufdringlichen Straßenhändlern als „garantiert echt“ zu unverschämten Preisen angeboten werden, sind ausnahmslos französische, deutsche oder italienische Erzeugnisse.

Als wir in Gibraltar vom Pier aus nach dem Dampfer gebracht werden sollten, wurde unser Tender (kleineres Dampfboot) von einem ganzen Rudel solcher Ausschreier umlagert. Der eine bot echt spanische Schleier, silberdurchwirkte Spitzenumhänge und ähnliches für 30 bis 40 Frcs. pro Stück aus. Er wurde ziemlich viel los. Ein junger Kaufmann aus Plauen im Vogtlande versicherte uns lachend, er erkenne die Waren genau als Produkte der Fabrik wieder, in deren Kontor er angestellt sei, der Verkaufspreis betrage acht bis zehn Mark. — Willst du ehrlich bedient sein, so gehe zu einem Türken, der betrügt dich nicht. Alle anderen aber, Griechen, Italiener, Armenier, Levantiner und wie sie alle heißen, hauen dich übers Ohr, so sehr sie nur können. Das Beschwindeln der Fremden gilt ihnen als erlaubte Erwerbsquelle. Ganz wie bei uns.

Unter den Arkaden, die in Algier den in allen orientalischen Städten zu findenden Bazar ersetzen sollen und unter denen sich Geschäft an Geschäft reiht, war zwar ein großes gelbes Plakat angeklebt, das in französischer Sprache der Umgangssprache in Algier, zu einer Versammlung einlud, in der über die Republik und den Sozialismus geredet werden sollte, allein von einer bereits vorhandenen proletarischen Organisation ist wenig zu merken. Die Hafenarbeiter sind es neben Bauarbeitern allein, die zum Teil gewerkschaftlich organisiert sind. Die Hafenarbeiter hielten mit ihren gerade streikenden Kameraden in Marseille und anderen französischen Häfen so gute Solidarität, daß viele vor Anker liegende überseeische Frachtschiffe seit Wochen den Hafen nicht hatten verlassen können.

In einem der vielen einfachen Kaffeehäuser, in denen es für zwei Sous (Sub) eine recht trinkbare Tasse Kaffee gibt oder ein Viertelliter Rotwein, kamen wir mit drei Zuaven ins Gespräch. Der eine war ein lebhafter Bursche, der die Augen offen hatte. Er stammte aus dem nordfranzösischen Kohlenreviere. Als ich aus einer Bemerkung seine Gesinnung erkannt hatte und mich als Sozialdemokrat aus Deutschland zu erkennen gab, freute er sich außerordentlich und machte kein Hehl daraus, daß er auch ein glühender Sozialist sei. Ungeniert plauderte er über die militärischen Verhältnisse. Die Behandlung sei nicht schlecht, und überanstrengt würden sie nicht; aber miserabel sei die Löhnung, die täglich nur zwei Sous (= 10 Zentimes oder acht Pfennig) betrage. Er freue sich schon jetzt, daß in Jahresfrist seine (zweijährige) Dienstzeit in Algier um sei und er dann wieder nach Frankreich zurückbefördert werden müsse. Es falle ihm nicht ein zu kapitulieren.

Als wir vorher oben auf der Kasbah am arabischen Friedhofe vorbeigezogen waren, hatte ich zu meiner nicht geringen Verblüffung am freien Straßenrande einen Araber mit ausgeprägtem Galgengesichte sitzen sehen, der drei vor ihm hockenden jüngeren Männern, es mochten Landbewohner sein, im regelrechten Kümmelblättchenspiele die Sousstücke abgaunerte. Ich erzählte das dem Zuaven und fragte ihn, ob das hier häufiger vorkomme. Er bejahte das eifrig und erbot sich, uns in Winkelkneipen der arabischen Stadt zu führen, wo wir unser blaues Wunder erleben könnten. Türken seien es nie; nur Italiener, Spanier, Franzosen oder allerlei hergelaufenes Gesindel lebe von den Glücks- und Falschspielen, und unter ihren Opfern befänden sich ebensowohl Arbeiter als kleine Handwerksmeister aus der Araberstadt. „Die Gauner sind alles gute Katholiken“, fügte der Zuave boshaft hinzu.

Ueber die Arbeitsverhältnisse wußte er zu berichten, daß die Gehilfen der Handwerksmeister wohl ohne Ausnahme bei ihren Prinzipalen Kost und Logis haben und an Barlohn wöchentlich nur wenige Franks (1 Fr. gleich 80 Pf.) erhalten. Die Maurer verdienen drei bis vier Franks täglich, selten darüber, oft darunter; die Hafenarbeiter seien meist in Akkord beschäftigt, ihr Einkommen sei sehr unregelmäßig. Allgemeine Abmachungen zwischen Unternehmern und Arbeitern gebe es noch nicht, das Herkommen sei entscheidend. Kleinere Streiks seien mehrfach mit wechselndem Erfolge, doch ohne dauernde Wirkung versucht worden. Es fehle die rechte Ausdauer. Groß sei noch immer die Zahl derer, die nicht lesen und nicht schreiben können. Sie schimpften zwar, fügten sich aber in ihr Schicksal; „ils sont trop bête et trop paresseux“ („sie sind zu dumm und zu faul“). Ich erwiderte ihm, daß sie genau wir wir nur das Produkt ihrer natürlichen Veranlagung, ihrer Erziehung und der sie umgebenden Verhältnisse seien. Er mochte die lungernde, schmarotzende Gesellschaft zu sehr im Magen haben. Und doch ists so. Ehe hier nicht die sozialistische Erziehung einsetzt, wird es nicht besser.

Die Nacht war hereingebrochen. Aus der Araberstadt drangen nur wenige unsichere Lichtscheine herunter an den Strand, während auf dem im hellsten Gaslichte und im Scheine hunderter elektrischer Glühlampen taghell beleuchteten Boulevard Autos und Equipagen dahinsausten, und sich das Nachtleben der eleganten Welt entwickelte. Hier volles Wohlleben und Genießen, dort ärmliches Vegetieren in Unwissenheit und angeborener Trägheit. Auf der Wanderung am Nachmittage waren wir an einer katholischen Kirche vorbeigekommen. Sie stand offen, und wir gingen hinein. Dasselbe Bild wie anderswo, dieselbe Litanei. Die Gläubigen saßen in den Bänken oder lagen auf den Knien und beteten ihren Rosenkranz herunter. Nur die Gesichter und die Trachten waren anders als bei uns zu Hause, und der Wechselgesang zwischen dem Geistlichen am Altar und der Gemeinde war französisch, nicht deutsch. Sonst alles wie bei uns. Der Zweck derselbe, die Folgen dieselben und die Ursachen dieselben. Auch die Besucher dieselben: einige Dutzend Frauen und Mädchen und vereinzelte alte Männer. Wer auf ein Eingreifen himmlischer Kräfte in das Menschenleben rechnet, handelt ganz folgerichtig, wenn er betet und Kirchenlieder singt. Aber der Zuave würde sagen, diese Leute seien trop bête et trop paresseux.

Von der Sprachreinigung.

Drunten im alten Schwarzwaldstädtchen steht das Pfaffeneck, eine würdige Herberge, geführt nach guter alter Art, In der Hinterstube des Pfaffeneck trifft sich alltäglich alles, was in sich durch Amt, Würden oder durch Klugheit eine Ausnahmestellung errungen hat. Frühschöppen, Abendschöppen und andere Schöppen sind der Anlaß, um sich zu finden. Dort weht der Geist von Seldwyla. Wer auf Volkskunde aus ist, wird dort eine Fundgrube entdecken. Einer der Getreuesten ist der im achten Jahrzehnt stehende Mucklibur. Er will sich nach eigener Aussage schonen, wenn er „so in die neunzig“ kommt. Ein Mann — nehmt alles nur in allem. Aber eine Schwäche besitzt er doch, nämlich die Schwäche für Fremdwörter. So verkündete er gestern abend: die Zittig habe die Nachricht von der Beendigung des türkisch-italienischen Krieges entschieden „cementiert“. Allerdings sei er in der auswärtigen Politik ziemlich „Lakai“ . . . Laie meinte er. Ein anwesender Herr aus Sachsen, der sich in die Ecke der Auserwählten verirrt hatte, wollte dem Alten, den er herablassend „Kutester Herr“ nannte, mit seinen eigenen Sprachkenntnissen zu Hilfe kommen, nicht ohne auf die allgemeine Bedeutung der Sprachreinigung hinzuweisen. Der Schwarzwälder aber antwortete dem klugen Mann aus der großen Einfalt seines Herzens heraus: Also, verstande hennt Sie's allem Anschein nach doch, was wollet Sie denn noch mehr? Mir nemme des nit so gnau mit dere lateinische „Photographie“.

Der Mucklibur verrichtete mit Gelassenheit einen tiefen Schluck und sah den Sachsen dabei so nachhaltig an, daß diesem die Lust, auch den letzten Lapsus des Mucklibur orthographisch richtig zu stellen, verging. A. F.

Allerlei.

Die Stadt der Hühner. Eine knappe Stunde von San Franzisko entfernt liegt eine kalifornische Stadt, die fast ausschließlich von Hühnern bewohnt wird. Sie heißt Petaluma, ist von Hügeln umgeben, wird von einem Flusse durchströmt und erfreut sich eines beständigen und gemäßigten Klimas. Der Umfang der verschiedenen Zuchtbetriebe schwankt von einem Acre (4400 Quadratmeter) bis zu 60. Auf jeden Morgen Land kommen 300—400 Hühner, aber es gibt auch Züchtereien, die bis 40 000 Hühner zählen. Sie werden im Freien in schmucken Holzställen gehalten, die allwöchentlich einer gründlichen Desinfektion unterzogen werden. 90 Prozent der Hühner dienen der Eierproduktion, während 10 Prozent für Schlachtzwecke gemästet werden. Die Preise, die für Zuchthühner angelegt werden, sind recht anschaulich, werden doch für ein Paar Rassenhühner bis 6000 Mk. bezahlt. Mit dem zumeist künstlichen Brutbetrieb beschäftigen sich 16 Firmen, von denen eine einzige alle drei Wochen die Kleinigkeit von 65 000 Eiern ausbrüten läßt und vergangenes Jahr über 400 000 Küken auf den Markt brachte. Fast alle diese Zuchtanstalten gehören Frauen oder werden wenigstens von Frauen geleitet. Trotz der hohen Unkosten, die solche Riesenbetriebe naturgemäß verursachen, berechnet man den Nettogewinn pro Huhn im Jahre auf 4 Mk.

Li Hung Tschang und der Regengott. In China geht es jetzt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts und die alten Gebräuche verschwinden. So dürfte auch für den merkwürdigen Kult des Regengottes bald die letzte Stunde geschlagen haben. An die Macht dieses Dämons haben freilich die aufgeklärten Chinesen schon lange nicht mehr geglaubt, wie die folgende hübsche Geschichte beweist, die ein amerikanisches Blatt von Li Hung Tschang erzählt: Der große chinesische Staatsmann hatte in seinem Pekinger Palast gerade einen Amerikaner zu Gast, als von der Straße her ein ohrenbetäubender Lärm ertönte. Es war eine große Prozession zu Ehren des Regengottes, bei der man den abenteuerlichsten Instrumenten die wüstesten Töne entlockte und sich durch schauerliches Geschrei dem mächtigen Geist vernehmbar machen wollte. Li schämte sich vor dem Fremden wegen des Skandals, den seine Landsleute machten und fragte ihn: „Das kommt Ihnen wohl alles sehr seltsam und überflüssig vor?“ Der Amerikaner, der seinen liebenswürdigen Wirt nicht beleidigen wollte, gab eine ausweichende Antwort. Aber Li fragte weiter: „Beten Sie denn zu Hause niemals um Regen?“ „O, doch,“ erwiderte der Yankee. „Und hat das Gebet stets Erfolg?“ — „Nein!“ — „Genau so ist es bei uns in China,“ schließt Li Hung Tschang mit einem feinen Lächeln.

Eine Kugel von 1870, die 1912 losgeht. Als ein nachträgliches Opfer des Krieges von 1870 ist der 14jährige Frederik Petersson, der Sohn eines Londoner Metallarbeiters, zu beklagen, der nach dem Befunde der Leichenschaujury durch ein Gewehr den Tod gefunden hat, das vor 42 Jahren geladen worden war. Der Junge hatte mit zwei Altersgenossen Soldaten gespielt und dabei eine Flinte in die Hände bekommen. Aber sie ging in dem Augenblicke los, als er im Begriff stand, ein Zündhütchen aufzusetzen. Nach der Aussage des Vaters hatten die Kinder in einer Dachkammer gespielt, in der eine Sammlung von 20 aus dem deutsch-französischen Kriege stammenden Vorderladern aufbewahrt wurde. Der Mann hatte sie von seinem Stiefvater geerbt, der in der belgischen Artillerie gedient und im Jahre 1870 die Flinten an sich gebracht hatte.

Die Chinesen als Entdecker Amerikas? Das „American Magazine“ berichtet über die neuesten Forschungen des Archäologen Professor Niven über die Urgeschichte des Wunderlandes Mexiko, aus denen deutlich hervorzugehen scheint, daß lange vor den Spaniern Chinesen in Amerika gewesen sind. In der Nähe von Mexiko City fand Niven eine Grabkammer mit einem Männerskelett von ausgesprochen mongolischem Typus. Der Grabschmuck aus grünem Jet, einem Material, das in Amerika noch nirgendwo gefunden wurde, weist gleichfalls auf ostasiatischen Ursprung hin. Unter den Kunstwerken, die man in der Grabkammer fand, war auch eine Tonfigur, die unzweifelhaft einen Chinesen vorstellt. Professor William Niven, der, wie die „Frankfurter Zeitung“ schreibt, seit 30 Jahren die Gräber und Tempel des alten Mexiko durchforscht, hat bereits früher die Behauptung aufgestellt, daß das erste Volk von Mexiko auf dem Wege über die Behringstraße aus China gekommen sei. Der gleichen Ansicht war der bedeutendste mexikanische Archäologe Roman Mena, aber in der Kette ihrer Beweise fehlte noch ein Glied, das entscheidende Glied, das alle Einzelheiten zum bindenden, unauflöslichen Ganzen zusammenschloß.

Die Taubheit und ihre Verhütung. Im Königlichen Gesundheits-Institut in London hat kürzlich Dr. Love eine bemerkenswerte Vortragsserie über die Ursachen und die Verhütung der Taubheit gehalten. Die Vorlesungen waren von dem „Nationalen Bureau zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt der Tauben“ veranstaltet worden. Dem Bericht des „Lancet“ über den besonders wichtigen Vortrag vom 27. Juni entnehmen wir die folgenden Ausführungen:

Die Taubheit, soweit sie nicht angeboren ist, erklärte Dr. Love, ist zumeist eine Folgeerscheinung dreier Krankheiten: des Scharlachs, der Masern und der epidemischen Gehirnhautentzündung, der Genickstarre. Die Genickstarre ist von den dreien für das Gehör am gefährlichsten. Die Gemeinden geben große Summen aus, um die Scharlach- und Masernkranken zu isolieren und behandeln zu lassen; aber man denkt nur selten daran, auch die Ohrenleidenden, die infolge dieser Krankheiten entstehen, im Hospital zu behandeln, und oft werden Kinder aus dem Krankenhause mit Ohrenfluß entlassen, obwohl dieser ansteckend ist und im späteren Leben zu tötlichen Komplikationen führen kann. Zur Bekämpfung der Ohrenleiden empfiehlt Dr. Love die Einrichtung von Ohrenkliniken unter der Leitung von Spezialärzten in den Schulen selbst. Bei dem bisherigen System der Krankenhausbehandlung ergeben sich mancherlei Uebelstände. Denn die Besuche der kranken Kinder im Hospital sind gewöhnlich unregelmäßig und die Pflege der Ohren daheim in der Zwischenzeit zwischen zwei Gängen ins Krankenhaus ist unzulänglich. So werden nur mäßige Resultate erzielt. Außer der Einrichtung von Schulkliniken forderte Dr. Love die Einführung der Anzeigepflicht. Er unterscheidet folgende Arten der Taubheit: Erstens die Fälle, in denen die Taubheit unzweifelhaft nach der Geburt erworben wurde, zweitens Taubheit, die zugleich mit der Geburt auftritt, und drittens die echte, erbliche Taubheit. Wenn man bedenkt, daß die Taubheit einer taubstummen Person darum noch lange nicht exerbt ist, weil sie einen tauben Bruder hat, und ebenso wenig, weil irgend ein anderer Verwandter an leichter Taubheit leidet, so ergibt sich daraus, daß die Zahl der Fälle ererbter Taubheit nur sehr gering ist.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Die Hautpflege bei Kindern ist einer der wichtigsten Faktoren, den keine Mutter unberücksichtigt lassen darf. Aber sie richtig anzuwenden, ist auch zum Teil schwierig und erfordert genaue Kenntnis. Daher sollte keine treue Mutter oder Pflegerin verabsäumen, den höchst lesenswerten Aufsatz über dieses immer wichtige Thema zu studieren, der in der neuesten Nummer der in ihrer Art einzig dastehenden Monatsschrift „**Kindergarderobe**“, Verlag von John Henry Schwerin, Berlin W. 57, enthalten ist. Uebrigens bietet das ausgezeichnete Blatt Beschäftigung der Kleinen wie anderweitige Belehrung der Mütter im reichsten Maße und lehrt in leicht faßlicher Weise die Selbstanfertigung von Kinderkleidern. Abonnements auf „Kindergarderobe“ zu 60 Pf. pro Quartal bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Gratisnummern bei ersteren und dem Verlag Henry Schwerin, Berlin W. 57.

Von der „**Neuen Zeit**“ ist soeben das 50. Heft des 30. Jahrgangs erschienen. Sie erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteure zum Preise von 3.25 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pf. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

Ein musterhaftes Schulgesetz. Den Ständen des Königreichs Sachsen liegt jetzt, wie Hermann Dunger in der Zeitschrift des Sprachvereins berichtet, ein neues Schulgesetz zur Beratung vor. Der Inhalt dieses Gesetzes kommt für uns hier nicht in Betracht, wohl aber die sprachliche Fassung, welche allgemeine Anerkennung verdient. Der umfangreiche, übersichtlich angeordnete Stoff wird in kurzen, knappen Sätzen vorgetragen. Die Sprache ist einfach, schlicht und klar; nur vereinzelt findet man einige Anklänge an das sogenannte Juristendeutsch. Ganz besonders aber zu rühmen ist die Sprachreinheit. Fremdwörter kommen nur insoweit vor, als es die Rücksicht auf andere Gesetze gebot. Eine ganze Anzahl alteingebürgerter Fremdwörter werden durch glücklich gewählte deutsche Ausdrücke ersetzt. Nach dem neuen Gesetze gibt es nicht mehr obligatorische und fakultative Lehrfächer, sondern nur verbindliche und wahlfreie, nicht mehr Disziplinarstrafen, sondern Dienststrafen, nicht mehr Stenographie, Geographie, Geometrie, sondern Kurzschrift, Erdkunde, Raumlehre. Statt Kursus heißt es Lehrgang, statt dispensieren und examinieren befreien und prüfen, statt Lehrerkonferenz Lehrerversammlung.